

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 30

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BRIEFE AN DEN NEBEL

«Man lernt nie aus der Geschichte»

Leserbrief F. H., Stein
(Nebelspalter Nr. 28)

Der Einsender F. H., Stein, hat mich mit seinem Elaborat derart in Harnisch gebracht, daß ich darauf antworten muß. Vorausschicken möchte ich, daß ich als langjähriger Leser und Abonnent den Nebelspalter als einzige Zeitschrift von der ersten bis zur letzten Seite lese, und daß ich mit seiner Grundhaltung vorbehaltlos einverstanden bin.

F. H. unterschiebt dem Unternehmer eine Gesinnung, die an schlimmstes Manchesterium erinnert, und die zumindest in der Schweiz längst der Vergangenheit angehört. Das beweist nicht zuletzt der seit über dreißig Jahren andauernde Arbeitsfriede, der ja nicht nur das Werk des einen, sondern beider Sozialpartner ist. Man kann sich bei der Lektüre von F. H.'s Erguß nicht des Eindrucks erwehren, daß seine Haltung möglicherweise den gleichen atavistisch-antagonistischen Quellen entspringt, die Herrn Schwarzenbach veranlaßt haben, für seine ungute Sache in die Arena zu steigen.

Daß es «große Teile der schweizerischen Industrie vorziehen eine Menge ungelerner Arbeiter zu beschäftigen, um sich dadurch die hohen Investitionskosten für rationell arbeitende Maschinen zu ersparen», ist natürlich bärer Unsinn und zeugt von einer entwaffnenden Ignoranz betriebswirtschaftlicher Zusammenhänge. Die Betriebswissenschaft hat längst herausgefunden, daß die Lohnkomponente in der Kalkulation weit schwerer ins Gewicht fällt, als der aus den Investitionen resultierende Abschreibungsbedarf. Diese Erkenntnis ist in der Industrie längst in die Praxis umgesetzt worden. So ist der Ersatz teurer Arbeitskräfte durch rationell produzierende Maschinen beispielsweise in der Textilindustrie seit vielen Jahren im Gang. Die Technik sorgt dafür, daß dieser Prozeß kaum je abgeschlossen sein dürfte und zwingt den Unternehmer Schritt zu halten, wenn er konkurrenzfähig bleiben will. So sind – ich ziehe wieder die Textilindustrie als Beispiel heran – in der Spinnerei und Weberei gesamthaft einige tausend Arbeitskräfte weniger beschäftigt als vor 10 Jahren, während in der gleichen Zeit der Ausstoß dank dem Einsatz moderner Maschinen um mehr als zwanzig Prozent zugenommen hat. Investitionskosten pro Arbeitsplatz von 300, 400, ja 500 000 Fr. sind in der schweizerischen Baumwollindustrie keine Seltenheit. Die Automatisierung hat in dieser Industrie einen Stand erreicht, der jeden Vergleich mit dem Ausland aushält. Der Beweis kann, wenn nötig, auf Grund internationaler Statistiken leicht angetreten werden.

Die schweizerische Industrie hat weder auf Herrn Schwarzenbach noch auf die an der Wirklichkeit vorbezielenden Ratschläge von Herrn F. H. gewartet, um die Erkenntnisse der Betriebswissenschaft in die Tat umzu-

setzen. Modernes Unternehmertum läßt sich nicht nur vom Gewinnstreben leiten, sondern verfolgt seine Zielsetzungen im vollen Bewußtsein wirtschaftlicher und sozialer Verantwortung. Daß dabei die Investitionspolitik eines Unternehmens auf seine finanziellen Möglichkeiten abgestimmt sein muß, bedarf keiner weiteren Begründung. Wenn die Erneuerung der Anlagen da und dort nicht in dem Rhythmus vorgenommen werden kann, wie es wünschenswert wäre, so geschieht das nicht, wie Herr F. H. naiverweise meint, um weiterhin «billige» Arbeitskräfte auszubuten, sondern weil sich auch der Unternehmer nach der Decke strecken muß.

M. H., Krummenau

Ein Feldprediger antwortet

Leserbrief B. A., S-chanf
(Nebelspalter Nr. 28)

Ich habe Ihren Artikel «Der Feldprediger» in Nr. 28 gelesen und fühle mich innerlich genötigt, Ihnen zu schreiben und in zwei Punkten entgegenzutreten.

ad. 1. Sie schreiben: «Der Hauptmann Feldprediger ist mehr oder weniger ein Fremdkörper unter den Offizieren. Er wird von ihnen nicht ernst genommen.» Ich weiß nicht, ob Sie Wehrmann sind oder waren und einmal die Uniform der schweizerischen Armee getragen haben; auf alle Fälle nehme ich an, daß Sie den Aktivdienst 1939–45 nicht im Wehrkleid miterlebt haben. Sollte es anders sein, so sagen Sie es mir bitte. Aber ich glaube es heute noch nicht, denn sonst hätten Sie die beiden oben zitierten Sätze nicht geschrieben, denn sie sind ganz einfach nicht wahr. Als langjähriger Feldprediger kann ich Ihnen bezeugen, daß ich nie auch nur den geringsten Eindruck hatte, ich würde von meinen Kameraden nicht ernst genommen. Das Gegenteil aber habe ich unzählige Male erleben dürfen, ein uneingeschränktes Vertrauen, eine treue Kameradschaft, die noch heute weiterbesteht. Und erst bei Unglücks- und Todesfällen, wie durfte da der Feldprediger erfahren, daß man ihn und seinen Auftrag bei der Truppe ernst nahm. Ich hatte nie den Eindruck, im Stab ein Fremdkörper zu sein, ich habe auch nie eine derartige Behandlung zu spüren bekommen. Natürlich gibt es auch unter den Feldpredigern Versager, solche, die falsch am Platz sind und nie hätten zu Feldpredigern ernannt werden sollen. Aber solche Leute finden wir in unserer Armee auf allen Stufen der militärischen Hierarchie. Ich trete also Ihrer Auffassung, der Feldprediger sei mehr oder weniger ein Fremdkörper unter den Offizieren und werde von diesen nicht ganz ernst genommen, aus meiner langjährigen Erfahrung entschieden entgegen. Sie ist nicht wahr. Wenn ein einzelner Offizier das tut, so charakterisiert er sich selbst.

ad. 2. Der heruntergekommene Bergprediger. Das könnte ein militärisches

Scherzwort sein wie der Prosak und der Kasak. Wissen Sie, was diese Worte bedeuten? Wenn Sie einmal Soldat gewesen sind, so wissen Sie es; wenn nicht, so fragen Sie einen Feldprediger. Wir haben uns scherzweise oft so bezeichnen gehört von unsern Kameraden. Das gehört mit zum Soldatenhumor, der bekanntlich ein köstliches Gut ist. Aber in Ihrem Artikel bekommt das Wort vom heruntergekommenen Bergprediger einen andern Aspekt und einen andern Ton. Sie schreiben: «Man muß schon von der Höhe der Bergpredigt herunterkommen, um als Verkünder des Evangeliums über die Ueberwindung der Furcht zu töten reden zu können.» (So lautete das Vortragsthema des von Ihnen befragten Feldpredigers.) Auch diese Ihre Behauptung ist nach meinem Dafürhalten falsch, gründlich falsch. Sie schreiben am Anfang Ihres Artikels, daß Sie die Landesverteidigung eindeutig bejahen und damit auch die Armee als notwendiges Uebel betrachten, wobei ich das Wort Uebel streichen und es beim notwendigen belassen würde. Haben Sie auch schon einmal ernsthaft darüber nachgedacht, was das heißt: militärische Landesverteidigung?

In der Rekrutenschule lernt man den angehenden Soldaten schießen. Wozu? Damit er nachher die Scheibe sicher trifft, das Schützenabzeichen oder gar die Schützenschnur erwirbt, beim Schützenfest den Kranz «macht» und in der Schützengesellschaft ein prominentes Mitglied wird, das bei keinem Schießfest fehlen darf. Das ist alles gut und recht. Aber der gleiche gute Schütze kommt mit einem Mal in eine ganz andere, seelische Situation, wenn er nicht auf eine tote, hölzerne Scheibe, sondern auf einen lebendigen Menschen von Fleisch und Blut zielen muß. Da kann ihn mit einem Mal die Furcht ankommen und dann schießt er eben nicht und riskiert dabei, daß er selbst erschossen wird. Unsere Armee muß sich für den Ernstfall vorbereiten, da es gilt, sich wirklich mit der Waffe in der Hand zu verteidigen; wenn sie das nicht mehr will und

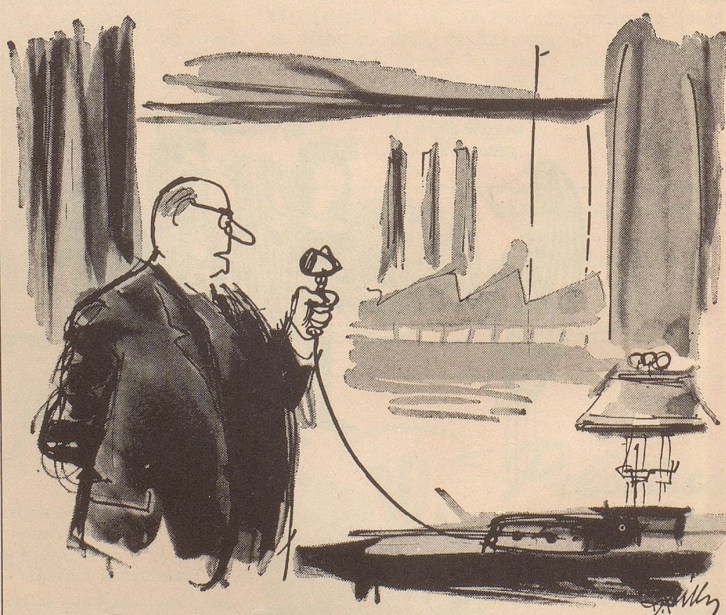
nicht mehr tut, dann ist jeder Franken für die militärische Landesverteidigung nutzlos in den Dreck geworfen. Wenn aber für den Soldaten einmal der Ernstfall kommen sollte (ich meine für den Schweizer Soldaten, was Gott verhüten möge), dann kommt auch die Furcht vor dem Tötenmüssen. Lesen Sie einmal das Buch von S. L. A. Marshall, einem Obersten in der Armee der USA während des Zweiten Weltkrieges, mit dem Titel: «Soldaten im Feuer». Oder reden Sie mit Soldaten, welche während des Aktivdienstes zu den Exekutionspelotons gehörten, welche ihre Kameraden erschießen mußten, die wegen Landesverrats zum Tode verurteilt worden waren. Da bekommen Sie einen Begriff von der Furcht, töten zu müssen. Es ist darum von jenem Feldprediger nicht abwegig, sondern im Gegenteil gut und notwendig, wenn er auch über dieses Thema redet. Er weiß dabei sehr wohl um die Spannung, welche besteht zwischen der Forderung der Bergpredigt und der Pflicht zur militärischen Landesverteidigung. Diese Spannung können wir nicht aufheben, solange das Reich Gottes auf Erden nicht aufgerichtet ist. Aber wäre es christlicher, die Waffe aus der Hand zu legen und sich nicht zu verteidigen, um alsdann mit Frau und Kindern nach Sibirien verschleppt zu werden und in den dortigen Urangruben einen elenden Tod zu finden? Urteilen Sie darüber wie Sie wollen; mein Urteil ist gemacht.

Hptm Fpr Hans Schneeberger
1932–47 Stab Geb Inf Rgt 16
1947–64 prot. Feldprediger-Dienstchef
im Armeestab.

Von Saulus zu Paulus

Ich war bisher gegen das *Zivilschutzbuch*, weil ich seine Anweisungen als zu plump empfand. Nachdem ich jedoch *«Das kleine rote Schülerbuch»* gelesen habe, bin ich vom Zivilschutzbuch begeistert!

W. N., Bern



«Achtung ... Achtung ... an die ganze Belegschaft! Die für heute abend vorgesehene Aufnahme des neuen Mitarbeiters Hans Schaffner in den Betriebs-Kegelklub muß leider ausfallen ...»

«Die Schweizer Post macht Fortschritte»

Antworten an AbisZ (Nebelspalter Nr. 28)

Sehr geehrte Herren,

es ist Sommerzeit, und offenbar sucht auch der Nebelspalter Themen. Diesen Eindruck gewinnt man nach Lektüre des Artikels «Die Schweizer Post macht Fortschritte» von «AbisZ», wobei das Zeichen Ihres geschätzten Mitarbeiters diesmal – ebenfalls hitzebedingt – eher als «Aggressiv bis Zynisch» gedeutet werden könnte. Aber so böseartig bin ich nicht.

Da haben sich die PTT erlaubt, den Inhabern von Postcheckkonten gewisse, vom Bundesrat gutgeheißene Verbesserungen anzubieten. AbisZ bezeichnet sie selber als «angenehme» oder später als «erfreuliche Neuerungen» sowie an anderer Stelle als «etwas Neues, Zügiges...», um dann mit einem Schwenker und dem Hinweis auf Lohnkonti festzuhalten: «Es war also weder Menschenfreundlichkeit noch Leistungswille – es war Angst vor der Konkurrenz der Banken...» Läßt sich so etwas so einfach bagatellisieren oder abtun?

Auch Banken sind unter sich Konkurrenten in vielfacher Hinsicht und niemand wird bestreiten, daß in Geldgeschäften auch eine Konkurrenz zwischen Banken und PTT besteht. Doch beide arbeiten andererseits auch loyal zusammen. Wieviele Honorarrechnungen von Ärzten oder Anwälten beispielsweise werden mit grünen Einzahlungsscheinen auf das Postcheckkonto einer Bank einbezahlt und dann dort dem Kontoinhaber gutgeschrieben. Und nun soll ausgerechnet Angst die Triebfeder zu den Verbesserungen im Postcheckverkehr gewesen sein. Das wäre dann doch gar zu billig.

Oft spielt jedoch der Zufall mit. Da erreichte uns gestern eine Pressemitteilung der niederländischen PTT-Verwaltung, worin diese bekanntgibt, daß ab 1. August 1970 hinsichtlich Gebühren und Formularen eine ähnliche Regelung wie in der Schweiz eingeführt wird. Es sei nicht verschwiegen, daß die Niederländer zudem ab 1. August auf den Guthaben der Kontoinhaber bis 10 000 Gulden nun einen Zins von 2 1/2 % gewähren, wobei gleichzeitig die Banken ihren Zinssatz für Girokonten auf ebenfalls 2 1/2 % ermäßigen.

AbisZ fährt dann mit dem schweren Geschütz «Monopol» auf, doch handelt es sich hier um eine veraltete Kanone, die am Ziel vorbeischießt. Wir stellen AbisZ gerne frei, beispielsweise den Nebelspalter durch eine eigene Organisation zu vertragen. Auch hinsichtlich des Telefons (das erste T bei PTT) und seiner Einrichtungen sind weitgehend private Unternehmungen mitbeteiligt. Vielleicht könnte AbisZ hier einen Vorschlag unterbreiten.

Völlig danebengehauen hat AbisZ jedoch mit der Stellenausschreibung für den Direktor der Postdienste. Wie im Nebelspalter vom 24. Juni 1970, von «Widder» glossiert, nachzulesen ist, handelt es sich um ein Inserat im «Stellenanzeiger der allgemeinen Bundesverwaltung», der jeweils dem «Bundesblatt» beiliegt. Hier ist ganz einfach beim Setzen ein Fehler unterlaufen, mit dem die PTT überhaupt nichts zu tun haben.

Heiße Tage – zwar traf der Nebelspalter bei Regen ein – verleiten oft zu geistigen Ausflügen. Wie wäre es mit einem wirklichen Ausflug? Ich lade AbisZ freundlich zu einem Besuch der

Generaldirektion PTT in Bern ein, damit wir im Gespräch einige offenbar vorhandene Unklarheiten aufhellen können. In diesem Sinne verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

Generaldirektion PTT
Chef des Pressedienstes: H. Laué.

*

Lieber AbisZ

Dein Artikel hat mich aus dem Busch geklopft. Du begrüßest die neue Regelung im Postcheckdienst und ziehst daraus den Schluß, daß die PTT als Monopolbetriebe ihre angestammte Aufgabe – den Dienst am Kunden – vernachlässigen. So fehlen denn nicht die obligaten Hinweise auf die verspäteten Eilsendungen und das lange Warten auf den Telefonanschluß. Daß solche Fälle vorkommen und sich für die Betroffenen oft mehr als nur unangenehm auswirken, bestreitet wohl niemand, – auch die PTT nicht. Um aber bei Deinen Seitenhieben zu bleiben: Wußtest Du, daß

– das Interesse der Banken an den Lohnkonti merklich abflaut, da das Verhältnis «Umtriebe/Zinsen/Kommissionen» offenbar schief liegt?

– es mit der gesetzlichen Monopolstellung der PTT-Betriebe nicht sooo weit her ist? Letztes Jahr waren nur 34 % aller Sendungen regalfähig. Für die übrigen 2/3 besteht kein Beförderungsmonopol. Wo bleibt da die Konkurrenz?

– es tatsächlich Kunden gibt, welchen der erste Buchstabe der P-TT zumuten muß, daß nicht alle Sendungen pünktlich und unbeschädigt an ihrer Bestimmung eintreffen? Daß es 1969 auf 100 000 Pakete 50 Fälle von Beschädigung, Beraubung, Verlust oder Verspätung traf? Leider lassen sich die Eilsendungen statistisch nicht einwandfrei erfassen, doch liegt dort die Sache ähnlich: Wenn von 8000 Eilbriefen deren 10 verspätet eintreffen, hat die Post 10 unzufriedene Empfänger, die berechtigterweise reklamieren. Es bleiben aber noch 7990, welche diese Leistung erwarten, schweigen und keine Zeitungsspalten füllen.

– die Schweiz in bezug auf die Telefondichte in der Welt an dritter Stelle steht und ungefähr gleichviel Telefonanschlüsse zählt wie der ganze afrikanische Kontinent? (Wobei ich den Stand der Technik in der Schweiz nicht mit jenem in Afrika vergleichen will.)

– alle 5 Minuten ein Telefon, alle 3 1/2 Minuten eine Telefonstation angeschlossen wird?

– allein 1969 das schweizerische Telefonnetz um die Strecke Erd-Mond verlängert wurde und das gesamte schweizerische Netz nun 10 X dieser Distanz entspricht?

– dabei auch Privatfirmen beteiligt sind?

Das ganze Problem der Dienstleistung hängt, wie Du klar kombiniert hast, mit den Personalverhältnissen zusammen. Es interessiert Dich und die Nebelspalterleser vielleicht, daß z. B.

– im Oktober 1969 40 % aller Bahnhofsdienste im Bahnpostamt Zürich von postfremden Aushilfskräften besorgt wurden. In 170 Diensten arbeiteten 220 Leute (Studenten, Schüler, Pensionierte, vorübergehend Stellenlose usw.). Die zusätzlichen 50 Aushelfer waren nötig, weil nicht alle ein volles Tagewerk übernehmen konnten,

– zurzeit im Bahnpostamt Basel 52 von 80 Diensten durch postfremde Aushelfer besetzt sind.

Auch wenn sich der größte Teil dieser Hilfskräfte Mühe gibt, eine gute Arbeit zu liefern, lassen sich zusätzliche Fehler kaum vermeiden.

Ein anderer Faktor ist für die Behebung des Personalmangels fast ebenso entscheidend: der gute Ruf und das Ansehen einer Firma. Zu diesem Ruf tragen Zeitungsartikel nicht gerade bei, die einseitig und allzu einfach das Negative darstellen. Zugegeben, auch zwischen Deinen Zeilen in der Nebelspalternummer 28 lese ich Deine Satire heraus, die Du übrigens meister-

Hilfe für Thaddäus Troll

Lieber Nebi!

Thaddäus Troll schreibt in Nr. 26 mit bewegten Worten von seiner Suche nach einer Haushaltshilfe und von all den Opfern, die er und seine Familie um solch einen guten Stücks willen auf sich zu nehmen bereit sind und waren und sein werden.

Ich weiß ihm einen guten Rat: Er möge Französisch lernen oder, falls er das kann, in die Westschweiz ziehen, nämlich dorthin, wo Deutschschweizer ihre 16jährigen, gerade schulentlassenen Töchter für 1 Jahr zu schicken pflegen. Sie sollen dort die französische Sprache erlernen. Und jetzt kommt's: Nebenbei schaffen die Mädchen für wenig Geld – ca. 100 Franken im Haushalt und zwar bis zu 12 Stunden. Die Hausfrau schafft mit oder auch nicht. Besonders begüterte und angesehene Familien kommen in den Genuß solcher billigen Haushaltshilfen, die sonst nicht zu haben sind, schon gar nicht billig.

Die Tochter meiner Freundin ist tüchtig, sie macht in der Westschweiz einen ganzen Haushalt allein: 7 Zimmer, Wäsche, Kochen, einfach alles. Die Hausfrau arbeitet als Lehrerin in der Erwachsenenbildung und läßt das Kind bis auf die Mahlzeiten allein. Und besagte Familie ist wohlhabend, um nicht zu sagen reich und angesehen. Sie verfolgt diese Praktik seit 20 Jahren. Nicht wahr, man möchte vor Neid erblassen!

Dich, lieber Nebi, lesen wir begeistert wie sonst keine Zeitschrift, zuerst wird immer «Horst» gesucht.

H. S., Brunnen

«Was hülfe es dem Menschen...»

Es ist nicht allzu glücklich, wenn ein Schulmeister einen Mann als Schulmeister in Verruf zu bringen sucht, der keiner ist. Und wenn jener Schulmeister sich nicht die Mühe macht, einen Text, den er kritisiert, zuvor aufmerksam zu lesen.

Das geschah Herrn Z. F. aus Winterthur in seinem Kommentar (Nebi Nr. 28) zu meiner Glosse «Freundlichkeitskampagne 1970». Andernfalls hätte er ihn sich ersparen können.

Herr Z. F. zitiert herrliche Möglichkeitsformen (Konjunktive) aus der Bibel und unterstellt mir im gleichen Atemzug, ich würde, wenn ich könnte, sie alle in Satzkonstruktionen mit «würde + Infinitiv» des Verbs auflösen. Nichts aus meiner Glosse berechtigt ihn zu dieser Unterstellung. Im Gegenteil. Die Bibelzitate bringen nach «wenn» in der Parallelkonstruktion

haft beherrscht. Nur dünkt es mich, das Ergebnis liege diesmal ähnlich – auch im Verhältnis zu Deinen übrigen Artikeln – wie der Anteil an fehlerhaft behandelten Postsendungen.

Du glaubst nun hoffentlich nicht, hinter diesen Zeilen verberge sich eine betupfte PTT-Verwaltung. Ich schreibe Dir vielmehr als Pöstler, der mit einem gewissen Berufsstolz doch die andere Seite der Medaille auch einmal zu zeigen versucht. In diesem Sinne und in der Hoffnung, daß ich Deine mit spitzer Feder geschriebenen Beiträge im Nebelspalter noch lange finde, grüßt Dich freundlich

Rolf Hasler, Münchenstein

des Nebensatzes stets den Konjunktiv, – und genau in dieser Weise habe ich das schlechte Beispiel aus meiner Glosse verbessert, nämlich: «Wenn ich Mitarbeiter in einem Ihrer Betriebe wäre und einen Freundlichkeitspreis gewänne (nicht «gewinnen würde») ...» Da der Satz aber ein «würde + Infinitiv» enthielt, so versuchte ich mit meinem Beispiel zu zeigen, daß dieser Satzteil am Ende allein richtig wäre. Für einen Schulmeister hätte ich vielleicht noch sagen sollen: «In diesem Falle». Daß im Hauptsatz kein Konjunktiv stehen dürfte, davon habe ich nichts gesagt. Das hat sich Herr Z. F. aus den Fingern gesogen.

Es wird – leider – auch ihm nicht gelingen, all die lutherischen Konjunktive in die Gegenwart zu retten, schon gar nicht in unsere Alltagssprache. Es wäre viel, wenn sie sich in der von mir vorgeschlagenen Form retten ließen. «Würde + Infinitiv» stammt entgegen der Meinung des Herrn Z. F. nicht von zeilenschindenden und die Form vernachlässigenden Zeitungsschreibern oder sprachdummen Leuten. Ursache war, daß ein guter Teil Möglichkeitsformen veraltet ist, z. B. flöhe, spönnne, schünde, löge usw., und nicht mehr unzweideutig verstanden wird und daß in der Mitte, oft ungeschön, zwei gleichlautende Möglichkeitsformen zusammenstoßen z. B.: Wenn er kein Schulmeister wäre, wäre er ein so netter Mensch.

Paul Wagner

Leser-Urteile

Ihr Nebelspalter, jedenfalls Ihre Nummer 26, ist Weltmeister im Nebelspalten! Dies zugeben müssen auch alle Fanatiker von der APO links zur «Winkelried-Front» rechts ganz außen.

H. B., Riedholz

*

Die allgemeine Einstellung Ihres Blattes ist mir so verleidet, daß ich gerne auf eine weitere Zustellung verzichte.

E. C., Bern

*

Lieber Nebi, ich möchte Dir endlich einmal ein großes Kompliment machen für Deine, von mir so heiß geliebte Zeitschrift. Das Lesen und Anschauen ist ein einziger Genuß. Sie ist die einzige Zeitschrift, bei deren Lektüre ich mich nicht ärgern muß. Es gefällt mir, daß Du keine Kompromisse machst, sondern mutig den Weg der Wahrheit gehst. Bleibe so wie Du bist und Du wirst uns immer ein Ansporn sein, auch so mutig den geraden Weg zu gehen.

A. W., Stein